

# Hohenloher Memoiren 1933–1939

VON SIMON BERLINGER\*

Erinnerungen an Geschehenem besitzen keinen erst- oder zweitrangigen historisch-wissenschaftlichen Wert. Alle Vorgänge werden protokolliert und von der allgemeinen Berichterstattung und den Nachrichtenmedien veröffentlicht. Sie dienen der Geschichtsschreibung als Basis und werden entsprechend der wissenschaftlichen Methoden verarbeitet. Diese kann jedoch nicht alle diesbezüglichen Aspekte behandeln, z. B. entfernt sie sich von psychologischen Auslegungen und Spekulationen. Sie verläßt sich meist auf schriftliches Dokumentationsmaterial, das später lange nach Ablauf der Handlungen verwertet wird. Mündliche Aussagen oder subjektive indirekte Hinweise werden mit größter Vorsicht behandelt und können wegen Mangel an glaubwürdiger Quellenangabe auch abgelehnt werden, trotz historischer Wahrheit. Vielleicht läßt sich dies an einem aktuellen Geschehen demonstrieren.

Wir erleben den großen Umbruch 1989 in Osteuropa mit dem Fall der Mauer, für die Bundesrepublik das wichtigste Ereignis seit 1945. Noch nie waren Berichterstattung und Kommunikation so ausführlich, umfangreich und korrekt wie jetzt. Presse, Radio, TV, Satelliten, alle Medien tragen dazu bei. Bücher, Filme und andere Mittel werden das Fehlende ersetzen. Und trotzdem wissen wir nicht, ob alles Veröffentlichte auch für spätere Generationen so relevant sein wird, wie wir es heute aufgrund unserer bisherigen Erkenntnisse und Erfahrungen annehmen dürfen. Es möchten Eventualitäten eintreten, deren Aktualität in Betracht zu ziehen uns heute verschlossen sein könnte. Dann würden sich die späteren Generationen wundern, wieso die Berichterstattung 1989 so kurzfristig sein konnte.

Wir, die wir 1933 miterlebt haben, könnten als Zeitzeugen das Gesamtbild erweitern, indem wir unsere persönlichen Beobachtungen – offiziell ignoriert als nicht objektiv genug – der Nachwelt übergeben. Dem bekannten Schriftsteller Friedrich Torberg will scheinen, als gehöre er zur Reihe derer, für die der alte

\* Simon Berlinger wurde 1914 in Berlichingen geboren. Am Lehrerseminar Würzburg ausgebildet, trat er 1934 seine erste Stelle als Religionslehrer, Kantor und Jugendleiter in Schwäb. Hall an. 1936 übernahm er die jüdische Bezirksschule in Braunsbach. Angesichts der zunehmenden Judenverfolgung entschloß er sich zur Auswanderung und absolvierte dazu eine vorbereitende landwirtschaftliche Ausbildung. Kurzfristig im KZ Buchenwald inhaftiert, gelang ihm unmittelbar vor Kriegsbeginn 1939 die illegale Einreise nach Palästina. Der heute in Haifa/Israel lebende Autor betätigte sich in verschiedenen Berufen. Nach seiner Pensionierung beschäftigte er sich intensiv mit der Geschichte der Juden in Deutschland. Ergebnis dieser Forschungen ist das im Herbst 1991 erschienene Buch »Synagoge und Herrschaft – 400 Jahre jüdische Landgemeinde Berlichingen«. Simon Berlinger besucht beinahe alljährlich die alte Heimat. Seine Erinnerungen schrieb er auf Anregung von Kreisarchivar Dr. Hans P. Müller und Stadtrat Dieter Vogt, beide Schwäbisch Hall, nieder.

»stillgelegte Brunnen seiner Erinnerungen noch eine Quelle lebendiger Versorgung« war.

Geschichtsbücher wahren einen gewissen objektiven Charakter, indem sie mehr oder weniger den allgemeinen Konsens beachten, deren Träger sowohl die beteiligten Organe als auch die passiven Beobachter sind. Außenseiter oder Gegner sind ausgeschaltet, es sei denn, sie treten eigenmächtig auf und bekennen sich als Dissidenten. Daß sie nicht mit dem Strom schwimmen, ist noch kein Beweis ihrer Subjektivität. Die sich am Rande bewegten, waren von den Ereignissen so überwältigt und mitgerissen, daß ihnen nur übrig blieb, sie in sich aufzunehmen, sie über sich ergehen zu lassen. Die Wucht des Umschwunges nahm ihnen den Atem weg. Die Reaktion war nicht einheitlich. Die Träger der Machtübernahme und ihre Mitläufer waren vor Begeisterung nicht zu halten, während ihre Gegner als Verlierer der Ohnmacht und der Erstarrung anheimfielen. Wie gelähmt sahen sie zu, wie die gewaltige Lawine des Geschehens über sie hinwegfegte.

Am 30. Januar 1933 befand ich mich im fränkischen Würzburg auf dem vollbesetzten Trottoir der sehr belebten Domstraße. Die vollaufgezogenen Verbände und Organisationen militärischer und bürgerlicher Gliederung bewegten sich im wehenden Fahnenmeer und weithin hallender Militärmusik an uns vorbei. Was ich dabei empfand, stand im krassen Gegensatz zu dem ekstatischen Ausbruch von Jubel und Hingerissenheit der Massen um mich herum. Die Begeisterung wuchs noch mehr, als der Siegeszug vorbei am Vier-Röhrenbrunnen hin zum Gewerkschaftsgebäude sich wälzte. Das Bewußtsein der Hilflosigkeit erfaßte mich und eine abgrundtiefe Trauer bemächtigte sich meiner, die mich später immer wieder aufsuchte, wenn ich Zeuge oder Opfer von Terror oder Niederlage sein mußte. Es bedarf nicht der Erwähnung, wie weh es tat, als die bisherigen Symbole, die uns Stolz, soziale Geborgenheit und menschliche Genugtuung einflößten, brutal heruntergerissen wurden. Dafür hißten die Sieger die uns so verhaßte Hakenkreuzfahne am Frontgiebel des Hauses. Viele der Anwesenden waren von lähmendem Schmerz erfüllt, gegenüber der tosenden Schadenfreude des Pöbels. Was dachten sich jahrelange Anhänger der Arbeiterbewegung, die vom Strom der zügellosen Propaganda überwältigt wurden und der Demagogie unterlagen? Nach 12 Jahren oder sogar noch früher mußten sie ihren großen Irrtum einsehen, als sich ihr Status des stets erfolgreichen Siegers in den, hilfloser Kriegsoffer verwandelte. Wir wissen heute, daß dafür ein außerordentlich hoher Preis gefordert und gezahlt wurde. Natürlich wurden die auf grund ihrer Ideologie ausharrenden Funktionäre des Gebäudes nicht mit Samthandschuhen behandelt. Auf unserem täglichen Weg zum Schulzentrum, der am Gefängnis vorbeiführte, hörten wir ihre erbarmenerweckenden Hilferufe nach »Brot und Freiheit«. Aber wie und wer konnte ihnen helfen? Als das speziell für frühere politische Gegner raschestens hergerichtete Konzentrationslager Dachau seine Tore öffnete, wurden sie dort als Verräter und Volksfeinde eingeliefert. Ihr Schicksal ist bekannt.

Und wie konnten wir, die noch nicht 20-jährigen, diese »Nationale Erhebung« ertragen? Wie sollten wir uns in dieser unfaßbaren Situation zurechtfinden?

Spätere Stimmen verlautbarten, man hätte doch darauf vorbereitet sein können. Hitlers Schrift »Mein Kampf« und die Presse, wie der »Völkische Beobachter«, voran aber der extrem feindselige und Haß predigende antisemitische »Stürmer« des fränkischen Gauleiters Julius Streicher, hätten auf deutlichste Weise ihre Richtung aufgezeigt. Jeder einigermaßen aufgeschlossene Mensch in Deutschland hätte nur die richtigen Schlüsse ziehen müssen. Tatsächlich ist dies ein wunder Punkt. Wer würde uns heute glauben, daß wir in unserer fröhlichen Stimmung zu Beginn der Ferien auf der Fahrt nachhause ein Exemplar des »Stürmers« erwerben, um im Wagenabteil uns über den phantasievollen Unsinn der erotisch-zotischen Berichte zu amüsieren? Ich sehe heute noch unseren Autorität einflößenden Oberstudiendirektor vor der Klasse stehen, als er nach den Osterferien die politische Lage in selbstverständlicher Diskretion so auslegte: Nach gründlicher Aussprache mit einflußreichen Industriellen und anderen Wirtschaftsgrößen ergab sich eine Art Konsens, daß das Neue System sich nicht länger als 4–6 Wochen aus Devisenmangel halten könnte, also maximal bis Juli 1933! Was war in unserer Frustration angenehmer, als uns solche tröstlichen Kommentare zu eigen zu machen und daran zu glauben? Wohl gab es im Hohenlohisch-Fränkischen haarsträubende Ereignisse und brutale Ausschreitungen, um nur Künzelsau, Öhringen, Niederstetten und Creglingen zu erwähnen, die Todesopfer forderten. Der Boykott jüdischer Geschäfte am Samstag, den 1. April 1933, wurde im ganzen Reiche durchgeführt. Und doch neigte man zur Überzeugung, daß es nur einmalige Einzelaktionen gewisser Heißköpfe seien, mit denen man eben leben mußte. Dazu kam noch, daß das Rechtswesen, das zwar völlig unjuristische Prinzipien wie die »Blut und Boden«-Theorie oder die Berücksichtigung der aufgewiegelten Volksstimmung akzeptieren mußte, am Anfang die Täter noch verfolgte und auch bestrafte. Warum sollte man alles nur zum Schlechten auslegen, wenn das menschliche Herz sich nach Angenehmem und Erfreulichem sehnt?

Es gab auch Momente, die ans Humoristische grenzten, wenn nur der Sinn danach stand. Die neugebackenen Kultusminister wollten doch ihrer absoluten Ergebenheit auch äußerlich Ausdruck verleihen und verordneten als Erstes in den Schulen den »Deutschen Gruß« und das Flaggenhissen. Aber wie paßt eine Hakenkreuzfahne in eine jüdische Schule, die dem Ministerium unterstand? Im offiziellen Briefwechsel konnte man geflissentlich »Mit Deutschem Gruß« zeichnen. Aber was tun, wenn am Morgen oder zu Beginn einer neuen Schulstunde die Lehrperson eintritt und die Schüler aufstehen müssen um die rechte Hand zu erheben? Auch »Heil Hitler« sagen –, nun das war zu viel. Anstatt dessen ging man dem mit einer verlegen lächelnden Miene aus dem Wege, bis dann die erlösende neue bürokratische Verordnung die frühere ausschaltete.

Der Totalumbruch erforderte es, daß eine Pädagogik der neuen völkischen Erziehung eingeführt werden mußte, die aber noch nicht existierte. Ein auf politische Abwege geratener Volksschullehrer, Ernst Kriek, wurde 1933 sogleich zum hochgefeierten Chefpädagogen des Nationalsozialismus berufen . . . Seine Theorie basierte auf der Familie als Urzelle, in die der Einzelne funktional hineinwächst.

Die bodengebundenen Familien bilden die völkische Gemeinschaft, deren arisches Blut die Rassenseele bedingt. Als *innere* Stetigkeitskomponente im Leben des Volksganzen nannte er Rasse und Blut, als *äußere* Komponente die menschliche Wurzel in Boden und Heimat. Im Gegensatz zu der aktiven, richtunggebenden Erziehung, die autonom leitet, überläßt die Funktionalerziehung die Entwicklung der Lebewesen dem Diktat des Blutes, die das historische Ideal des Tatenruhms sucht und zur »Macht ohne Moral« des nordisch-deutschen Typs hinführt.

Was der heutigen Generation offensichtlich schwer fällt zu begreifen, war das Tempo der Umstellung. War alles frühere wie weggefeht? Zwar redete und schrieb man vom großen Umbruch, nationaler Erhebung, ja Revolution, aber im praktischen Leben trat die extreme Durchführung doch in den Hintergrund. Rechtlich wurden die Änderungen als Gleichschaltung bezeichnet, was im Grunde genommen den friedlichen Charakter des neuen Systems bestätigen sollte. Mit Unterstützung eines unglaublich wirksamen Propagandaapparates, mit der E. Kriek die »Technik der N. S. Massenerregung« erklärt, konnte sich die Diktatur in die naive, widerstandslose Bevölkerung einschleichen. In der Erfassung behalf man sich mit Zwangsmitgliedschaft, mit der Überwachung und Kontrolle durch SS-Organe. So setzte sich alles Neue durch. Ablehnung, Zurechtweisung, Desparation – mußten der ungeheuren Begeisterungswelle weichen, die effektiv geschürt wurde, zugleich aber auch Ausdruck des Einvernehmens und des Begutachtens war. Eventuelle moralische Bedenken wurden meistens mit der Bemerkung abgetan: »Wo gehobelt wird, fallen Späne«. Ich erinnere mich genau eines Zwiegespräches, das zwei Haller Akademiker im zweiten Jahr der Machtübernahme im Schwimmbad führten, in klarer Hörweite von mir. Beide bekannten sich als frühere Gegner des Systems. Sie rechtfertigten sich nun gegenseitig. Die Mängel der Weimarer Demokratie wurden ihnen erst jetzt klar, weshalb sie sich für das »gelungenere« Führerprinzip entschieden hatten. So traurig es war, nur wenige widersetzten sich diesem Denken, das von den Linientreuen als Gesinnungslumperei verpönt wurde. Heute herrschen gewichtige Meinungsverschiedenheiten darüber, ob wir berechtigt sind, über sie den Stab zu brechen. Ohne viel Publikation wurde jedem öffentlichen Angestellten und Beamten, ungeachtet ob hohen oder niedrigen Status, der Treueeid auf den »Führer« und Reichskanzler auferlegt. Offiziell wurde dieser Schritt mit der Wiederherstellung des Berufsbeamtentums begründet. In Berlichingen gab es drei katholische Schwestern, deren Dienste für die Gemeinde seit jeher eine Notwendigkeit waren. Sie gehörten nicht unter die Ersten, aber 1934 mußten auch sie den Treueeid wie alle anderen leisten. Der Mechanismus des erdrückenden Unterstellens und Nachgebens funktionierte mit Goebbelscher Präzision. – Man beschränkte sich nicht nur auf den öffentlichen Sektor, auch der wirtschaftliche, professionelle und gesellschaftliche wurde einbezogen. Ob Arbeitsfront oder Ärzteverband, Kegelklub oder Freiwillige Feuerwehr, alle mußten sie dem Führer treu ergeben sein und es gleichzeitig beschwören. Widerhandlungen wurden gnadenlos bestraft. Trotzdem hatten Einzelne Probleme mit ihrem Gewissen. Ein Funktionär der Arbeitsfront, der früher Vorsitzen-

der des Handels- und Gewerbevereins in Berlichingen war und vom neuen System übernommen wurde, legte mir kurz vor seinem Tode im Alter von über 80 Jahren ein Geständnis ab. Befreundete Kollegen, die zwischenzeitlich Parteimitglieder wurden, legten ihm nahe, dasselbe zu tun, da es das Amt erforderte. So trat er bei. Seine anwesende Frau hielt sich nach über 50 Jahren nicht zurück und griff ihn deshalb noch an, da er doch katholisch sei. Dies zur Kenntnis nehmend, rechtfertigte er sich damit, daß er bei den Wahlen entsprechend seinem *Gewissen* und nicht Hitler wählte! Er sagte es im Flüsterton. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er jetzt doch keine Zurückhaltung mehr an den Tag legen müsse, zögerte er in seiner Ungewißheit und meinte, »aber ganz recht sei es doch nicht gewesen!« Andererseits hatte er keinerlei Bedenken einzugestehen, daß die örtliche Wahlkommission »von oben Befehl erhielt«, das Ergebnis wie vorherbestimmt und beigefügt bekannt zu geben und zu bestätigen. Und so geschah es auch. Niemand wagte zu widersprechen.

Es gab eine Flut von Gewissensfragen. Vielleicht wurden sie im Geheimen erörtert. An die Oberfläche gerieten sie nicht. Aber es wäre ungerecht, nicht zu erwähnen, daß es immer wieder Einzelne gab, die offen redeten. Was geschah mit ihnen? Meistens wurden sie unter der Hand verwarnt und ihnen angedroht, im Wiederholungsfalle streng bestraft, d. h. ins Konzentrationslager eingeliefert zu werden. Das half und gewöhnlich unterließ man Kritik in der Öffentlichkeit. Alte, Kranke und Hoffnungslose ließ man laufen. Aber »Gefährliche« zahlten den Preis. Der Heuberg auf der Alb kann davon Zeugnis ablegen. Der ältere Künzelsauer Viehhändler Hanauer wurde ins dortige weniger berühmte Straflager wegen angeblicher Diffamierung verbracht. Er kam mit heiler Haut davon. – Ein früherer Angestellter unserer Druckerei erzählte mir, daß ihm der Auftrag erteilt wurde, Angehörige meiner Familie zu überwachen. Als der jüngere Bruder eine »unerlaubte« Äußerung machte, verwies er ihn in Anbetracht unserer langjährigen Freundschaft – auch sein Vater arbeitete schon bei uns – und verwarnte ihn schärfstens für die Zukunft, aber denunzierte ihn nicht. Im Wiederholungsfalle allerdings hätte er es getan, wie er selbst hinzufügte.

Am Anfang meiner Haller Zeit wäre ich selbst beinahe in eine unangenehme Situation ungewollt hineingeraten. Im Schwimmbad sah ich einen jungen Mann vergeblich mit dem Wasser ringen. Viele der Anwesenden sahen, wie er unterging und ertrank. Als man ihn nach einiger Zeit an die Oberfläche brachte, erkannte man keine Lebenszeichen mehr. Die unmittelbare Reaktion aller Zeugen äußerte sich in ihrer Aussage, daß ein anwesender Lebensretter den Tod des Ertrinkens hätte verhindern können, so wurde es protokolliert. Der verantwortliche Bademeister, der zusätzlich eine Musikkapelle leitete und gerade Probe abhielt und deshalb erst nach dem Ereignis, also zu spät, eintraf, suchte mich auf, um mich als eventuellen Zeugen der Anklage fernzuhalten. Später war zu vernehmen, daß es sich beim Opfer um eine Herzattacke gehandelt hätte. Zu meinem Glück wurde ich nicht mehr gerufen, so blieb diese Unvorsichtigkeit ohne ernste Folgen. Ein anderes Mal lief mir ein dreijähriges Kind ins Fahrrad und fiel hin. Ich stoppte

sofort und half ihm aufzustehen, es war nicht verletzt. Ich verbrachte aber Tage und Wochen in Angst und Besorgnis, denn damals war gerade eine Verordnung veröffentlicht worden, wonach jüdische Verkehrssünder ohne Prozeß ins KZ einzuliefern sind. Es hat niemanden an Zwischenfällen gefehlt, wo man zitterte, wenn und bevor man mit bloßer Haut dicht an schicksalhaften Gefahren vorbei kam. Noch heute kann es mich kalt überlaufen, wenn ich mich an solche immer wieder ungewollt auftretenden Schreckensepisoden erinnere: ... Als ich mich vor aufziehendem Gewitter aus dem Staube machte, ... wenn ich die Treppenstufen vor meinen H.J.-Verfolgern hinaufflog, nachdem ich den mir anvertrauten Jugendlichen den Vorrang der Flucht überließ, ... wenn ich mich kleindrückte oder kostspielige Umwege wählen mußte, um überall drohenden Gefahren zu entgehen. Noch heute gelingt es mir nicht, mich vom Alpdruck zu befreien, der mich im Wartesaal des Bahnhofs Waldenburg befiel. Als ich dort zwecks meiner wöchentlichen Reise nach Künzelsau auf den Zuganschluß wartete, hörte ich jemand antijüdische Drohungen aussprechen. Man sollte sich an den Glaubensbrüdern des Attentäters Frankfurter rächen, der in der Schweiz einen Deutschen anschoß und verletzte. Ich kann es nur als Mirakel deuten, daß ich von der hochgespielten Volkswut gegen die »Feinde des deutschen Reiches« verschont blieb, denn in meiner optimistischen Unerfahrenheit konnte ich mich nur unter äußerster Zurückhaltung vor Verteidigung und Beteuerung meiner Unschuld bewahren. Das wäre mir teuer zu stehen gekommen. Später allerdings blieb mir die Erfahrung des Spießbrutenlaufens, Dreckpfützniederwerfens oder gar KZ-Mißhandlung doch nicht erspart.

Im Rückblick erkenne ich heute die größten Widersprüche jener Zeit. Da die zwölf Jahre des Dritten Reiches von den Gaskammern Auschwitz und Birkenau überschattet wurden, ist es kaum vorstellbar, daß auch ein verschiedenes Situationsbild zu zeichnen möglich wäre. Wie mir berichtet wurde, unternahm noch eine jüdische Jugendgruppe im Jahre 1943 – also mitten in der »Endlösung« – eine Fußwanderung im Holsteinischen. Wir im Hohenloheraum unterließen es nicht, zu allen Fest- und Feiertagen den traditionellen Gottesdienst abzuhalten. Chanuka oder Purim – Equivalent für die Weihnachts- oder Karnevalszeit – wurde mit Theater oder anderen Aufführungen gefeiert, deren Hauptfiguren die Jugend stellte. Die Begeisterung der Vorbereitung und der Durchführung ist nicht zu unterschätzen, sowohl von seiten der verantwortlichen Träger als auch des zu amüsierenden Publikums. Nur eines mußte klar sein: Es durfte nichts geschehen, ohne daß der Ortsgewaltige unterrichtet wurde und seine Erlaubnis dafür gab. In meiner Funktion als Initiator und verantwortlicher Leiter der Veranstaltungen oblag es mir, alle Unterlagen des Spielplans dem Kreisleiter der NSDAP in Hall persönlich zu unterbreiten. Er empfing mich in seinem Büro. Nichts wurde untersagt oder gestrichen. Am Abend der Aufführung befanden sich zwei Gäste unter den Zuschauern, die niemand kannte. Jeder erriet natürlich den Zweck ihrer Anwesenheit. Es kam weder zu Zwischenfällen noch zu späteren Folgen unangenehmer Art. – Als ich 1935 einen Reisepaß für eine Fahrradtour zu einem Kongreß in der

Schweiz von einem Haller Regierungsrat nicht erlangen konnte, wandte ich mich an die Heilbronner Kreisstelle der Geheimen Staatspolizei. Einige Tage später erhielt ich den Paß ausgehändigt. – Eine ehemalige Leipzigerin erzählte mir, daß sie einige Tage nach dem November-Pogrom den von der Gestapo beschlagnahmten Paß ihres Chefs erbat, um ihm die arrangierte Ausreise zu ermöglichen. Der Bescheid war negativ. Im Korridor jedoch näherte sich ihr ein Beamter und riet ihr, am nächsten Mittag um 12 Uhr zu erscheinen. Zu dieser Stunde war er allein und händigte ihr den Paß aus. – Ich konnte 1937 noch zwei Schwestern in Holland besuchen. Damals herrschte die Meinung vor, sie würden dort in der freien Welt leben ohne die erniedrigenden Einschränkungen ostwärts. Auch dies stellte sich 1940 als Trug heraus.

Der Sommer 1936 zeichnete sich wie eine Zäsur in unserer Behandlung ab. Antimaßnahmen wurden trotz der kurz vorher verordneten Rassegesetze gelockert. Man fragte sich, ob es wirklich zu einer Besserung der Verhältnisse kommen würde. Optimisten atmeten auf. Selbstverständlich ließen sich die Pessimisten nicht davon beeinflussen und schrieben alles den Vorbereitungen zur Welt-Olympiade in Berlin zu. Die Laupheimer deutsche Meisterin im Hochsprung, Gretel Bergmann, sollte auch zugelassen werden (was jedoch infolge eines zynisch-technischen Scheingrundes verhindert wurde). Jeder am Sport Interessierte konnte nach Berlin reisen und sich an der sensationell-pompösen Riesenaufmachung amüsieren. Mein Öhringer Nachbar Kollege und andere Freunde bestiegen mit mir einen der zahlreichen Olympiade-Sonderzüge; wir beteiligten uns unbehindert wie alle anderen Millionen von Besuchern an diesem einzigartigen Sporterlebnis der dreißiger Jahre. In meinem persönlichen Leben blieben diese wenigen Tage ein Lichtpunkt meiner Jugendjahre, ja, ich möchte sie als den weltlichen Höhepunkt meiner zwanziger Jahre betrachten. Man atmete die freie Luft des Weltbürgers. Man konnte sich kurz vergessen und glaubte die herrlichen Akkorde der Neunten Symphonie wahrzunehmen. Die Freude des sonnig-strahlenden Sonntagnachmittags im Schloßgarten zu Sanssouci ermunterte unseren Seelenzustand und wurde zum unvergeßlichen Erlebnis. Bald jedoch mußten wir feststellen, daß der graue Alltag nicht dazu geschaffen war, uns gewünschten Illusionen und Träumen hinzugeben. Der Prozeß der Entrechtung setzte sich konsequent fort. Die Verhältnisse der allgemeinen Bevölkerung verbesserten sich zusehends. Während sich nach der jahrelangen, schmerz erfüllten Wirtschaftskrise die angekündigte Prosperität ausbreitete, verschlechterte sich die Lage der durch Sondergesetze Ausgestoßenen unaufhörlich. Jüdische Geschäftstätigkeit auf dem Lande und in der Stadt verringerte sich mit der zunehmenden antisemitischen Hetzpropaganda und der Aufforderung, nur bei Ariern zu kaufen. Die Metzgereien, die früher die verschiedenen Institutionen mit ihren Waren belieferten, wurden nun ausgeschaltet. Auch ihre übrige Kundschaft verkleinerte sich. Das einst florierende und beliebte Haller En-Gros- und Detailgeschäft der überall geschätzten Familie Herz mußte seine Angestellten entlassen und hörte allmählich auf zu existieren. Immer mehr fielen der Wohlfahrt zur Last. Der weitverbreitete und für die Kleinbauern so notwen-

dige Viehhandel und -austausch erstarb ebenso. Als eine der überraschenden Ausnahmen ist in einem Situationsbericht der damaligen Zeit der Landesbauernführer Arnold anonym erwähnt; »Aus dem wirtschaftlichen Leben unseres Fränkischen Bauernlandes waren die Juden nicht wegzudenken. Das bewies selbst noch jener hohe, auf Landesebene führende Parteimann aus dem Kreis Künzelsau. Wenn der abends von Stuttgart kam, so versäumte er nicht, trotz noch anhabender SS-Uniform sich hinter dem Hotel Glocke mit dem Juden Morgenroth zu treffen, weil dieser ihm die besten Milchkühe zuzuhandeln verstand«.

Kann man sich heute vorstellen, wie wir damals unser Leben einrichteten, wozu man ja ein freier Mensch sein muß. Von Planung und Beständigkeit konnte keine Rede sein, an Möglichkeiten zur Selbstgestaltung war nicht zu denken. In dieser Beziehung bestand ein krasser Gegensatz zwischen den Bürgern des Altreichs und denen der neu hinzugewonnenen Gebiete Großdeutschlands. Nach dem Einmarsch nach Österreich und dessen Anschluß im März 1938 wurde der damalige Bundesführer der religiös-zionistischen Pionierbewegung beauftragt, für die Jugend in Wien dieselbe Organisation einzurichten, wie sie im Altreich bestand. Sie teilten dasselbe Schicksal wie die dortigen Juden. Während bei diesen aber der Prozeß der Entrechtung sich in einem Zeitraum von mehr als fünf Jahren abspielte, brach das Unglück über die unvorbereiteten »Neuen« wie eine Sturmflut herein, sie völlig überraschend und zermürend. – Bis vor Ausbruch des II. Weltkrieges könnte man das Leben als einen sich entwickelnden Verfallsprozeß bezeichnen. Wer nicht emigrieren konnte, unterstellte sich nolens volens dem Druck der Verhältnisse. Andere Möglichkeiten wurden noch nicht in Betracht gezogen. Auswege wie illegales Leben im Untergrund oder gar Selbstmord waren immerhin beängstigend. Diese Erwähnung sollte eine Erklärung für spätere Generationen abgeben, die von der Wirklichkeit der katastrophalen Endlösungsgesetze besser unterrichtet sind, als von den Jahren vorher. Wenn auch die Situation alle Vorzeichen der kommenden Tragik aufwies, so standen die Pforten der Ausreise doch noch offen, theoretisch wenigstens bis Oktober 1941. Wer irgendwie glaubte, Beziehungen zum Ausland zu besitzen, die ihm eventuell ein »Permit« zur Einreise in irgendein Land verschaffen könnte, versuchte mit allen Mitteln, die kleinste Chance auszunützen, auch wenn nur der geringste Hoffnungsstrahl durchdrang. Auf einen Nenner gebracht, handelte es sich um den Unterschied von Leben und Tod. – Mir persönlich ist es schwierig, über diese Phase Betrachtungen anzustellen. Als man nach der Reichspogromnacht Zehntausende von Männern in die verschiedenen Konzentrationslager einlieferte, befand ich mich auf einem landwirtschaftlichen Gutshof, einem für Pioniertätigkeit im damaligen Palästina eingerichtetem Vorbereitungslager. Es herrschte in der Rassenpolitik die Tendenz vor, niemandem Hindernisse in den Weg zu legen, der freiwillig deutschen Boden verläßt! »Umschichtung« fürs Ausland befreite noch viele Ende November von der Internierung. Allerdings wurde uns »freundschaftlich und diskret« ans Herz gelegt, uns weit weg von den Grenzen Deutschlands zu entfernen, denn »wir kommen überall hin«. Diese Mahnung, die sich bewahrheitete, nahm ich sehr

ernst und setzte alle Hebel in Bewegung, um über Holland mit Hilfe von Verwandtschaft und zionistischer Bewegung das letzte Schiff zu erreichen, das uns genau 14 Tage vor Ausbruch des II. Weltkrieges in einer mondlosen Augustnacht illegal vor der Küste Palästinas absetzte. Die anderen Emigranten, die es nicht schafften, fanden sich plötzlich wieder in der Gewalt der Gestapo, der sie entronnen zu sein glaubten. Jeder, der ein zweitesmal gefaßt wurde, endigte in dem berüchtigten Lager Mauthausen, denn die Abfahrt des geplanten nächsten Schiffes fand nicht mehr statt!

Erwähnenswert wäre das Problem der »Umschichtung«. Durch das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums 1933 wurden Tausende von Nichtariern arbeitslos und mußten neue Wege der Selbsterhaltung wählen. Wer im Ausland seinen ursprünglichen Beruf weiter ausführen konnte, war glücklich zu schätzen. Die anderen mußten ein Handwerk erlernen. Die Hauptfrage war nicht welches, sondern wo und wie findet man eine solche Gelegenheit. Wer eine Stelle in einem bestehenden Betrieb suchte, hatte mit der Deutschen Arbeitsfront zu rechnen, die Nichtarier ausschaltete. In den ersten Jahren gelang es zwei Hallern, Stein und Wertheimer, Fahrradmechanik und Optik zu erlernen, sie verdienten so ihren Lebensunterhalt im neuen Land. Julius Schwab arbeitete viele Jahre als Lastwagenchauffeur. In der Gegend gab es zwei landwirtschaftliche Vorbereitungslager, in denen Jugendliche auf verschiedenen Bauernhöfen Feldarbeit erlernen konnten: In Lehrensteinsfeld und auf dem Halsberg bei Schöntal. Im Laufe der Zeit entfiel auch diese Gelegenheit. Es mußten Lehrwerkstätten und Agrarbetriebe erworben und arrangiert werden, die exklusiv für jüdische Umschichtler eingerichtet wurden. Erstere gab es nur in den größeren Städten wie Stuttgart, Mannheim, Frankfurt etc. Anfang 1937 erkannte ich endgültig die Zukunftslosigkeit unseres Hierseins für alle. Ich mußte an meine Weiterexistenz denken. Deshalb schied ich »freiwillig«, wie es in meinem Abgangszeugnis des Israelitischen Oberrats Stuttgart eben zeitgemäß formuliert wurde, aus dem pädagogischen Dienst aus, um in Neubrandenburg im neuerworbenen Landwerk Steckelsdorf die Künste der Landwirtschaft und des Gartenbaus zu lernen. Diese Basis ermöglichte mir meine Kibbuzjahre im damaligen Palästina und trug dazu bei, daß ich am bis dahin noch unbekanntem Anbau von Erdnüssen, ein erstmaliger Erfolg, teilnehmen konnte. Andere, die ohne »Umschichtung« und professionelle Vorbereitung ins Land kamen, wie z. B. der Haller Kaufmann Öttinger (Inhaber des Geschäftes Mautner, am Marktplatz), und direkt an die Bearbeitung der öden Böden im subtropischen Klima herantraten, hatten natürlicherweise öfters einen hohen Preis für Mißerfolge zu entrichten. Andererseits gab es ein Dorf, das von zumeist deutschen Akademikern besiedelt war und wegen seiner hochwertigen Eierprodukte allmählich bekannt wurde. Im Volksmund sprach man von den »Eierjeckes (Jeckes = Deutsche). Als eine vorbildliche, moderne Landwirtschafts-siedlung wird immer wieder Schavei Zion erwähnt, gegründet von den ehemaligen Einwohnern des schwäbischen Rexingen bei Horb. In Deutschland ausgebildete Handwerker fanden ihre Anerkennung darin, da man sie gewöhnlich bevorzugte.

Historisch gesehen begann die »Umschichtung« bereits 1933; hauptsächlich für die aus ihrer beruflichen oder politischen Laufbahn Ausgestoßenen. Andere, deren bürgerliche Profession noch unangetastet war oder gar notwendig erschien wie auf dem Gebiete der Erziehung oder Sozialhilfe, versuchten mit aller Energie, ihre Weiterbildung vorwärts zu treiben. Die Institutionen richteten Kurse und Seminare für die Interessierten ein. Jugendführer, Sozialarbeiter, Krankenpfleger, Sportler, Kulturträger etc. nahmen daran teil. Die Stuttgarter Jüdische Kunstgemeinschaft betreute das ganze Land und veranstaltete Konzerte, Theateraufführungen, Vortragsabende und Kunstausstellungen. Die Organisation lag in den Händen von Professor Karl Adler, dem entlassenen Direktor des Konservatoriums. Die Sportschule bildete Sportlehrer bis 1938 aus. Alle jüdischen württembergischen Lehrer und Jugendführer nahmen öfters an Kursen und Seminaren teil, die der Israelitische Oberrat bzw. die Reichsvertretung Berlin veranstaltete. Ein besonderes Problem ergab sich für die Junglehrer: Nachdem ich die Erste Staatsprüfung in zwei Teilen 1933 und 1934 abgelegt hatte, bemühte ich mich danach um die wichtigere Zweite Staatsprüfung. Arbeiten jüdischer Fakultät wurden vom Theologischen Mitglied des Oberrats Stuttgart akzeptiert und manchmal auch ausgezeichnet. Meine Jahresarbeit über die neue Rechenmethodik wurde vom Haller Schulrat gutgeheißen und von ihm persönlich zur Begutachtung in Empfang genommen. Nach einem gewissen Zeitraum erhielt ich sie in einem Couvert ohne Begleitschreiben unzensiert retourniert. Diese Erniedrigung mußte mit Trauer und Enttäuschung hingenommen werden. Den Schaden und die beträchtlichen Nachteile verspürte ich erst viel später. Zwei meiner älteren Brüder, die denselben Berufsweg einschlugen und ihr zweites Staatsexamen noch ablegen konnten, wurden entsprechend höher eingestuft als ich, trotzdem ich denselben Status hätte erreichen können. – In solch schweren Zeiten benötigt der Einzelne Stütze und Rückhalt von der Umgebung, falls sie dazu imstande ist. Lerntätigkeit wurde überall gepflegt, synagokal als auch häuslich, soziale und kulturelle Begegnungen waren von nicht geringer Bedeutung. Doch ist festzustellen, daß die Hauptaktivität auf zwischenmenschlichem Gebiet erforderlich war. Wer nicht vom Strom der äußeren Ereignisse als Beteiligter mitgerissen wurde, fühlte sich als Außenseiter verlassen. Mehr als bekannt gab es weite Schichten auch im deutschen Volk, die der Umbruch ins Unglück versetzte. Das waren vor allem die politisch und religiös Ausgestoßenen, auch wenn sie nicht in die Lager eingeliefert wurden. Ich sehe noch heute das unheilerwartende, besorgniserregende Gesicht meines Nachbarn von der Unteren Herrengasse in Hall, der als konsequenter Katholik um seine Beamtenstelle bangte, da er eine ausgedehnte und zusätzlich problematische Familie zu versorgen hatte. Angehörige von Opfern des neuen Systems hatten viel zu leiden und lebten teilweise in größter Not. Unvergesslich sind mir die Erzählungen einer Haller Persönlichkeit, deren kommunistischer Vater während ihrer Kindheit viele Jahre im KZ verbrachte. Zuhause gab es keine Spielzeuge, dazu fehlte das Geld. Auch der Großvater war nicht imstande, ihre Wünsche zu erfüllen. Um sie aber an den Feiertagen zu erfreuen, stellte er sich mit ihr vor das

Schaufenster des größten Spielzeugladens und forderte sie auf, die ihr liebsten Geschenke zu nennen, die er ihr kaufen sollte und wollte, wenn er das Geld dazu hätte! So labte sie sich an der Güte und Zuneigung ihres Großvaters. Man stieß sich nicht gern an unangenehme Mißstände, sie wurden meist unbeachtet gelassen. Im Vordergrund standen die großen Ereignisse, denen die Massen in Begeisterung jubelten. Riesige Demonstrationen und unwahrscheinlich eindrucksvoll geplante Aufmachungen für das Volk verdeckten peinliche Unannehmlichkeiten des Alltags. Das Publikum sollte verschont bleiben und sich lieber an den Vergnügungen der Organisation »Kraft durch Freude« amüsieren. Die Propaganda tat das ihre und stumpfte die Menschen ab. Sie vermittelte – nicht nur treuen Parteimitgliedern – überraschende, bisher noch unerreichbare Ferienerlebnisse mit Zug und Schiff. Die guten Seiten des Systems verfehlten nicht ihre Wirkung.

Es wäre ein Fehlschluß anzunehmen, daß die von der Belustigung Ausgeschlossenen Trauer und Klagen gewählt hätten. Die späteren Generationen haben es leicht, hinterher ihre Kritik vorzubringen. Wir müssen uns immer wieder vor Augen halten, daß die Verfolgungsgesetze der Anfangs- und Mitteljahre nicht plötzlich, sondern sukzessiv und mit zeitweiligen Widerrufern verordnet wurden. Retrospektive Beurteilung kann oft nicht gerecht werden. Nur wer mittendrin stand, alles auf sich zukommen sah, abwägen mußte, was schlimmer oder weniger gefährlich sei (an »besser« konnte man nach einigen Jahren schon nicht mehr glauben), welche schicksalhafte Entscheidung in der Ungewißheit zu treffen sei, erkennt die Grenzen des menschlichen Verstandes. Es kam vor, daß man sich später über die eigene richtige Entscheidung wunderte, oft war reiner Zufall ausschlaggebend, Gewißheit gab es nicht und nirgendwo.

Es bestand keine Annahme, daß dem Zeitfaktor besondere Priorität beigemessen werden mußte. An meinem persönlichen Beispiel wäre zu erkennen, daß man die akute Gefahr, wenn überhaupt, weit in die Zukunft projizierte. Die Planung, den für die Emigration ungeeigneten Beruf aufzugeben, Schritte zur Umschichtung zu unternehmen und sich jahrelang auszubilden, um zum Wanderstab greifen zu können, rechnete mit mehreren Jahren. Es erscheint heute wie ein Mirakel, daß der Plan in der Tat gerade noch im letzten Moment gelang, 14 Tage vor Ausbruch des II. Weltkrieges! Wer aber a priori im Sinne hatte, Deutschland »mit dem letzten Schiff« zu verlassen, hatte minimale Chancen und verfehlte gewöhnlich den Termin.

Wie wurde die Zeit des Abwartens verbracht? Anfänglich brachte man die Notwendigkeit der Umstellung nicht in Rechnung. Im Frühjahr 1934, als meine Tätigkeit in Hall begann, bestand noch die Führung der israelitischen Gemeinde in einer allgemeinen Versammlung auf ihrer Meinung, daß alles beim Alten bleiben solle und man keine Verzicht leisten dürfe. Als der Jüngste unter den Anwesenden und aus meiner zionistischen Einstellung heraus, wagte ich den Gedanken auszusprechen, daß unser deutscher Patriotismus uns nicht abhalten dürfe, auch an Auswanderung zu denken. Nur wenige schlossen sich ihm an. Zusammen mit Max

Schorsch und mit Hilfe der Heilbronner Ortsgruppe errichteten wir eine Zionistische Arbeitsgemeinschaft. Sie bestand nur aus wenigen Mitgliedern, die teilweise auch später nach Palästina emigrierten. Vorher erkannte schon die Familie Stobetzki die Lage. Sie verließen Hall als erste und noch rechtzeitig, sodaß sie ihre ganze Habe noch mitnehmen konnten. Die Späteren wurden immer mehr eingeschränkt. 1939 war es für mich nur noch ein umfangreicher Rucksack und 10 (zehn) Reichsmark.

Anläßlich der Begegnung der ehemaligen jüdischen Bürger mit ihrer Stadt Schwäbisch Hall 1985, die die Aufnahme alter und neuer Freundschaftsbande zur Folge hatte, legte ich dar, daß ich während meiner Tätigkeit keinerlei Beziehungen zur Stadt, weder menschlich noch geographisch, wahrnehmen konnte. Soweit solche bei den Alteingewesenen bestanden haben, hörten sie allmählich auf, bis sie zuletzt, von wenigen Ausnahmen abgesehen, zum Nullpunkt gelangten. Der Grund dafür war, daß wir uns – die »Kunde« wahrnehmend – zurückzogen in unsere eigene Welt. Diese sah nicht gerade einladend aus, aber wir versuchten zu pflegen was menschlicherseits möglich war. Ich glaube sagen zu dürfen, daß zumindest die Haller jüdische Jugend durch geplante und durchdachte Aktivität ihr Leben einigermaßen sinnvoll bis zur Emigration verbringen konnte. Mit Genugtuung stelle ich fest, daß alle Haller Kinder eine neue Heimat erreichen konnten, was ich von den anderen Gemeinden, die zu meinem Wirkungskreis gehörten, wie Braunsbach, Dünsbach und Künzelsau, nicht berichten kann. Es ist nicht leicht, der unschuldigen, vom Glück nicht begünstigten jungen Leben, zu gedenken. Neben dem fakultativen Religionsunterricht, der nicht nur lehren, sondern auch geistige Stütze vermitteln sollte, wurde sofort mit meinem Amtsantritt der »Bund« gegründet, der den anderen im gesamten Deutschen Reich angegliedert und organisatorisch eingereiht wurde. Mindestens dreimal in der Woche traf man sich, jedesmal aus einem anderen Anlaß. Die sorglich vorbereitete allsabbatliche »Dritte Mahlzeit«, gemeinsam eingenommen mit Gesang und Gespräch, die wöchentlichen inhaltlichen Heim- und Gesangsabende, besonders aber die sonntäglichen Wanderungen im schönen Hohenlohischen und in den Murrhardter Wald hinterließen unvergeßliche Eindrücke. Als Höhepunkte zu verzeichnen wären die Begegnungen mit den Bänden der Umgebung bis Heilbronn, mit ihren Spielen, freundschaftlichen Gesprächen und Austausch von Gedanken. Ein einzigesmal kam es zu einem allwürttembergischen Sportfest der Schulen mit Wettbewerb und Preisen. Für Nichtbeteiligte ist es unvorstellbar, welchen Rückhalt solche Ereignisse für die vom täglichen Umgangsleben ausgeschalteten und geächteten Kinder bedeuteten\*. Diese aber konnten ihr erfreuliches

\* In einer Veröffentlichung der Ludwigsburger Pädagogischen Hochschule wird ein typisches Situationsbild in Form einer makabren Anekdote zitiert, die mein heimatlicher Freund und Stuttgarter Pädagoge Alex Roberg überlieferte: »Erschütternder ist das, was diese Lehrerin einmal auf dem Heimweg hörte, als sie hinter zwei Schülerinnen ging. Das eine Mädchen ist acht Jahre, die Schwester sechs. Da stehen sie auf dem Bürgersteig und müssen die Straße überqueren. Mitten auf der Chaussee steht ein Bierwagen mit zwei Riesengäulen davor. Die Kleine hat Angst. Da sagt die ältere Schwester zu ihr: ›Du brauchst keine Angst zu haben, die Pferde wissen nicht, daß wir Juden sind.‹« –

Schaffen auch auf die ältere Bevölkerung ausbreiten und ihr Unterhaltung bieten. Großangelegte Kunstausstellungen und ausgelassene Bälle konnte man sich nicht leisten. Wenn aber Chanuka, das Weihnachtsfest, oder Purim, eine Art Faßnacht, herannahten, wurden Rollen verteilt, geübt und Proben durchgeführt, sodaß die aufgeregt erwartete festliche Abendvorstellung vom Publikum als Erfolg gepriesen werden konnte.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß unter den Jugendlichen gelegentlich auch romantische Neigungen aufkamen. Wenn es der Fall war, so konnte es wie bei Anne Frank in Amsterdam höchstens im verborgenen Geheimtagebuch aufgezeichnet werden. Es war nicht Sitte und der Zeit entsprechend, sich dazu zu bekennen. Dasselbe gilt wahrscheinlich auch für die älteren Generationen. Die Literatur darüber ist zurückhaltend. Natürlich war die Zahl der tragisch endenden Beziehungen verbreiteter als sonst, auch wenn von zwischenrassischen Beziehungen, die als Blutschande verpönt waren, abgesehen wird. In der Tat hatte ein jüdisches Haller Mädchen ein jahrelanges Freundschaftsverhältnis mit einem »Arier«, der ihr nach der Emigration ins tropische Palästina nachfolgen sollte. Beide waren bereit, eine Mischehe einzugehen. Das Mißlingen des Planes setzte der Romantik ein schmerzliches Ende. – Per Zufall kam ich in den Besitz von jahrelanger Korrespondenz zweier Liebender, die Emigration und Weltkrieg für immer auseinanderriß, ein Aufschrei von Sehnsucht, Verzweiflung und Schmerz. Der Sänger hätte daraus ein Hohelied des Liebesleids und der Treue schaffen können.

In Fällen, wo es Kindern leichter gelang, *alleine* auszuwandern, wurden sie von den Eltern dazu animiert – trotz des Schmerzes, den sie sich selbst verursachten oder zufügten. Margot Heumann, die in der Mitte der Dreißiger Jahre von Verwandten in den Vereinigten Staaten angefordert wurde und ohne Familie umsiedelte, erhielt kurz darauf die Nachricht vom Tode ihres krank zurückgebliebenen Vaters. Es gehörte zu meinen Funktionen, ihn zu begraben und die Beschriftung des Grabsteines zu besorgen. Als ich ihr vor einigen Jahren im Steinbacher Friedhof das Grab zeigen wollte, mußten wir eine bittere Enttäuschung hinnehmen: Wie sehr viele andere wurde der beschriftete Gedenkstein im Krieg zum Bau von Straßen und Unterständen verwendet und war nicht mehr aufzufinden. Viele Eltern anderer Kinder blieben ohne die Bestattungszeremonie, zumal sie in den Lagern verschollen sind oder umkamen.

Es erübrigt sich festzustellen, daß alle kulturelle, sportliche oder religiöse Aktivität sich nur im Privatbereich abspielen konnte. Die letzte Benutzung zum festlichen Gottesdienst der mit grünen Zweigen und farbigen Blumen ausgeschmückten Synagoge in Steinbach war Pfingsten 1935, als die gesamte Gemeinde mit dem greisen Rabbiner an der Spitze zu Fuß (an Feiertagen war das Fahren untersagt) dorthin wanderte. Mit Mühe gelang es uns, einen einstimmigen Männerchor zusammenzustellen, der den Gebetsakt umrahmen sollte. Dieses würdige Gotteshaus wurde 1938 zerstört und auf den verschonten Grundmauern ein Wohnhaus errichtet; Besucher der historischen Stätte werden von den jetzigen Bewohnern nicht gerne gesehen. Schon vorher wurde der Kleine Betsaal mit Kantorwohnung

in der Haller Oberen Herrengasse zum Mittelpunkt des lokalen Gemeinde- und Kulturlebens bestimmt. Es soll unterstrichen werden, daß hier und auch im gegenüberliegenden Rabbinatshaus bis zu der unheilvollen Pogromnacht keinerlei Störungen vorkamen.

Den schärfsten Eingriff auf religiösem Gebiet verursachte das rituelle Schächtverbot, von den Antisemiten schon lange gefordert. Es wurde 1933 sofort Staatsgesetz in Württemberg. Für die in der Bibel als rein und erlaubt erklärten Tiere legte der Kodex des Talmuds genaue Vorschriften nieder, auf deren Einhaltung die jüdische Tradition besonderen Wert legte. Vorherige Betäubung, die das neue Gesetz erlaubte, widersprach dem Ritual. Die beiden jüdischen Haller Metzgereien, Rothschild und Pfeuffer, waren dadurch lahmgelegt. Das wenige Fleisch, das ohne Devisenbewilligung und nur aufgrund von Spenden aus dem Ausland eingeführt werden konnte, erschwerte das Wirtschaften im rituellen Haushalt. Wegen angeblicher Zuwiderhandlung wurde mein Bruder von der Gestapo verhaftet und vor das Heilbronner Schwurgericht gestellt. Trotz Zeitungshetze wie man es in solchen Fällen gewohnt war, akzeptierte der als Ausnahme dastehende, damals noch selbständig denkende Richter die Argumente der Verteidigung und verhängte eine verhältnismäßig milde Geldstrafe. Es hätte schlimm ausfallen können und demonstrierte von Neuem die möglichen Gefahren.

Während meines Haller Aufenthalts hatte ich persönlich nichts zu beanstanden, wenn ich meine sportlichen Neigungen ausschließe, die ich noch viele Jahrzehnte danach pflegte. Schon als Kinder begeisterten wir uns am sonntäglichen Fußballspiel auf dem Sportplatz, aber auch die dörflichen Straßen und freie Plätze boten dazu Gelegenheit, was wir weidlich ausnützten. Natürlich nahmen wir in den zuhause verbrachten Schulferien an den Jugendspielen teil, solange es uns sogar in der Nazizeit noch ermöglicht wurde. Hall bot dazu keine Gelegenheit. Ich mußte mich nach Heilbronn begeben, wo es den einzigen jüdischen Fußballklub mit -platz der Umgegend gab, der Mitspieler auch aus Künzelsau, Öhringen, Affaltrach etc. aufnahm. Unvergeßlich bleiben mir die Wettkämpfe in Nürnberg, Stuttgart (wo ich gegen meinen Bruder zu spielen hatte) und Mannheim, aber vor allem den Pfingstfußball 1936. Samstagabend, nach abgeschlossenem Gottesdienst in der Künzelsauer Synagoge, holte mich der Heilbronner Vereinsbus ab und brachte uns noch nach Bad Brückenau zum Übernachten. Sonntag früh Fahrt nach Kassel, Spiel und Unterhaltung bei den Gastgebern. Danach weiter auf den Oberhof im Thüringer Wald zum montäglichen Spiel gegen Meiningen und wieder zurück zum grauen Alltag. Solche Abwechslungen konnten Entbehrung und Erniedrigung wenigstens zeitweilig vergessen machen. Sport gab auch Anlaß zu neuen angenehmen Freundschaften, deren lokale Möglichkeiten allerdings zusehends eingeschränkt wurden. Ghettoisierung wirkte natürlich auch auf die Mentalität der Zurückgesetzten. Andererseits sah sich der einzelne gezwungen, mehr auf sich selbst zu konzentrieren und eigene Kräfte zu entwickeln, um innerlich gefestigter zu sein. Wer es fertigbrachte, verdient unsere Achtung. Ein Hohenloher, der die Einsamkeit ohne seine Familie im damaligen Palästina nicht überwin-

den konnte, setzte mit einem Gifttrunk seinem jungen Leben ein Ende. Der kollektive Kibbuz, der die zurückgebliebenen Lieben ersetzen sollte, war nicht genug Stütze, um seiner Verzweiflung Herr zu werden. Er war nicht der einzige, fast jede Stadt in Deutschland meldete Selbstmorde zu verschiedenen Zeiten. Die Überlebenden, die sich die Mühe nahmen, allen Gegensätzen zum Trotz durchzukämpfen, übermitteln uns das Hohelied einer leidenschaftlichen Bejahung des menschlichen Lebenswillens. Nur dieses Element fördert die Weiterexistenz der Ideale unserer bestehenden Welt. Es verkündet den Sieg menschlichen Geistes über Anarchie und Untergang.

Was geschah von seiten der Institutionen, was auf gesellschaftlicher Ebene, um die Situation bestmöglich zu ertragen? Hier waren Dorf und Kleinstadt der Metropole gegenüber stark im Nachteil. Letztere hatte durch die Entlassungen von Lehrkräften und Künstlern einen bedeutenden Pool von »Performern« zur Verfügung und konnte dementsprechend mehr bieten. Wie oben erwähnt, war für Württemberg das Stuttgarter Kulturzentrum zuständig, das auch das von Martin Buber 1926 gegründete Lehrhaus umfaßte. Musikbegeisterte der ganzen Umgebung hatten Gelegenheit, das Musikquartett zu genießen, das in der Öhringer Synagoge ein Konzert veranstaltete – ein lang vermißtes Ereignis. Die allgemeinen Theater- und Kinohäuser wurden immer weniger aufgesucht; man spürte zu sehr, daß man nicht mehr hineinpaßte. Dies stand im krassen Gegensatz zu meiner Würzburger Studentenzeit. Keine Theateraufführung und keine der damals gerade aufgekommenen und beliebten Operetten wurde versäumt; – die Sonntagnachmittage oben im vierten Rang, Seite, hinten – ermöglichten verbilligten Eintritt für 20 Pfennige! Meine letzten Erlebnisse der europäischen Kulturwelt im Vorkriegsdeutschland hatte ich in der Saison 1937/38 beim Besuch des Don-Kosaken-Chors und der Wagner-Opern im großartigen – und durch jüdische Kulturmäzene berühmt gewordene – Opernhaus in Frankfurt a. M.

Berlin hatte sein eigenes jüdisches Theater, das unter schwierigen Bedingungen und manchmal auch in anderen Städten aufzuführen imstande war. Ebenso wirkte ein eigenes Symphonisches Orchester, obwohl die größten entlassenen Künstler/Musiker im Ausland Unterkunft fanden. In Palästina gründeten sie unter Toscanini und Hubermann das heute noch bestehende, in aller Welt aufführende Israel Symphonic Orchestra. Allerdings drangen sie bis in unsere Gegend nicht vor. Wir hatten uns mit weniger zufrieden zu geben. So wurden Lernkurse eingeführt, das Niveau jeweils den Teilnehmern angepaßt. Auch Privatstunden ließen sich manche einrichten, meistens in Form von Sprachkursen für Englisch und Hebräisch, die wichtigsten Mittel der Kommunikation in den bevorstehenden Emigrationsländern. Allgemeine Fächer, auch religiöse, litten darunter und mußten in den Hintergrund gedrängt werden.

Angenehme Abwechslung für die Einheimischen brachten die Hall aufsuchenden Sommerurlauber. Als natürliche Folge der politischen Lage verminderten sich für uns die Verwandtschaftsbesuche. Neue Bekanntschaften wurden mit Freude aufgenommen, insbesondere von auswärts. Stuttgarter besuchten Künzelsau und

Braunsbach, Nürnberg-Fürth bevorzugte das Haller Klima und das dörfliche Berlichingen mit seinen Wäldern und Wiesen. Von Berlin besuchten jüdische Jugendgruppen alljährlich das schöne Jagsttal, das auch eine staatlich genehmigte Jugendherberge einrichten durfte. Ein Ereignis erregte Aufsehen. Dem Lokalphotographen gefiel eine junge Berlinerin und er ging mit ihr aus, d. h. spazieren. Obwohl zwischen den beiden »nichts passierte«, verursachten die Rasseneiferer *seine* zeitweilige Flucht aus dem Dorf. Im umgekehrten Falle, als ein jüdischer Lehrer 1935 in der Stadtmitte von Künzelsau am hellichten Tag per Arm mit einer »arischen« Frau gesehen wurde, erfolgte seine Vertreibung unter Androhung von Gewalt. Im allgemeinen nahm man sich sehr in acht, solche Vorkommnisse zu vermeiden. 1936 befand ich mich in einem Dilemma. Meine Klassenkameraden der Volksschule Berlichingen luden alle ohne Unterschied zur Einundzwanzig-Jahrfeier ein. Von drei jüdischen Kandidaten konnte nur ich erscheinen. Man erklärte mir, daß von niemanden Einspruch erhoben wurde. Der Abend verlief störungslos und in gehobener Stimmung. Als zum Abschluß der traditionelle gemeinsame Spaziergang Arm in Arm draußen, jenseits der Brücke begann, mußte auch ich dabei sein. Ich tat mit, aber nur als Linksaußen! Da die Jungens stark in der Minderheit waren, konnte nicht verhindert werden, daß der rechte Arm in den eines Mädchens eingehakt war. Mut und Angst vermischten sich ...

Die unter normalen Umständen sich abspielenden Freundschafts- und Liebesverhältnisse wurden immer seltener, da die Auswanderungswelle vor allem die Reihen der Jugendlichen erfaßte. Eheschließungen erfolgten meist nur zum Zwecke der Emigration. Oft ging man Scheinehen ein, um das Quota der Einwanderungsgesetze vollständig auszunützen. Geburten hörten auf, andere Familienanlässe wurden übergangen oder kaum gefeiert.

Seit Mitte der dreißiger Jahre kam es nicht mehr zu Gesellschaftstreffen der beiden Bevölkerungsteile. Sport- und Unterhaltungsabende, wie sie früher vielseitig bestanden, wie z. B. bei Karten- und Kegelspielen, wurden fallengelassen. Auch der allseits so beliebte Kaffeehausbesuch mit köstlichen Kuchensorten aus der berühmten Konditorei kam zu seinem Ende. Das heute in Hall verbreitete Bridgepiel im eigenen Klub bestand schon anfangs der dreißiger Jahre im Restaurant Rothschild. Da der »Vierte Mann« gerade abgereist war, wurde ich ohne vorherige Vorbereitung oder Ausbildung dazu animiert. Das hinderte die drei eifrigen Bridgedamen nicht, das allwöchentliche Kränzchen solange aufrechtzuerhalten, wie es die Anwesenheit der vier Enthusiasten ermöglichte. Meine Versetzung nach Braunsbach (anläßlich der Neugründung der Bezirksschule, die ich leitete) erzwang noch nicht die Aufgabe. Noch ein Jahr verhalf mir das neuerstandene Motorrad zur wöchentlichen Teilnahme, zweifellos zu den wenigen übriggebliebenen angenehmen Abwechslungen gehörig. Es vergingen viele Jahre, bis ich das mir in Hall liebgewonnene Hobby wieder aufnehmen konnte, das ich heute noch intensiv pflege und verfolge.

Gerne erinnere ich mich des Luxus der Motorisierung mit der »Zündapp 200«. Die Fahrprüfung war ein Kinderspiel und die Straßen noch nicht überfüllt. Die Welt

stand noch offen und man fühlte sich weniger von ihr abgeschnitten. Außer meiner Funktion im Bezirk konnte ich an manchem sonntäglichen Fußballspiel in Heilbronn teilnehmen und manche Urlaubsfahrt ausführen. Die Eifeltour nebst Mosel und Saar gehörten zu den schönsten. Ab November 1938 wurden sämtliche Führerscheine entzogen. Zuletzt gab es keine Transportmöglichkeiten mehr, außer der Verschickung nach dem Osten. Der Prozeß der Ausschließung von der äußeren Welt war allmählich, jedes Gebiet einzeln, nie zusammen. Einmal war es das Baden in öffentlichen Badeanstalten, dann der Besuch im Kino oder Theater; ein andermal das Verbot des Spazierengehens im Stadtpark, oder das Sitzrecht auf Bänken im Freien. Man konnte es »Apartheid« nennen. Als Folge zog man sich immer mehr in seine vier Wände zurück. Kunst- und Musikinteresse wurden weiter und vielleicht noch mehr gepflogen, aber abseits der Öffentlichkeit. Es führte zu einer Privatisierung im kleinen häuslichen Kreis, die Eingeweihten verhalten den anderen dazu. Musikkonzerte hörte man gemeinsam am Radio oder auf dem Grammophon, soweit vorhanden. Kunstbücher und Bilder (Abdrucke der van-Gogh-Kunstwerke waren am meisten gefragt), Photos und Hobbys wurden ausgetauscht oder verschenkt; mit Geschenken für Geld wurde sparsamst umgegangen. Eines Abends beim Anhören der Nußknackersuite von Tschaikowsky mußte ich jäh das Gerät abstellen und das Licht ausschalten: Ein Steinwurf zerschmetterte das ungeschützte Fenster in der Wohnung. Damit mußte man leben. Es geschah selten. Zuerst nannte man es einen Lausbubenstreich. Natürlich war so ein Schreck imstande, auf das noch Bevorstehende Angst einzujagen.

Um diese Zeit erhielt ich von meinem Arbeitgeber das Dienstzeugnis, nachdem ich vorher zwecks Umschichtung die Dienststelle verließ. Es war äußerst kühl, fast feindlich gehalten und enttäuschte mich gewaltig. Nie konnte ich das Gefühl der Ungerechtigkeit loswerden. Erst ein halbes Jahrhundert später entledigte ich mich des Zweifels und schritt zu einer Analyse. Dabei befragte ich Außenstehende um eine objektive Beurteilung des Eindrucks, den sie von der Formulierung des Wortlauts erhielten. »Ob ich mich mit den Vorgesetzten gestritten hätte?« – Und dann: »Man kann die Angst bei der Niederschrift fühlen.« – Ein mit der Ausstellung von Dienstzeugnissen Erfahrener konstatierte, daß daraus die gegebenen Zeitverhältnisse sprechen würden. Nur so kann die mit wenig Sympathie ausgestellte Formulierung verstanden werden. Als jeder vernünftigt Denkende an seinem Arbeitsplatz resolut festhielt, durfte nicht der Eindruck erweckt werden, daß das Ausscheiden aus dem Arbeitsprozeß keine politische Notwendigkeit, sondern eine rein persönlich motivierte, unverständliche Angelegenheit war. Der Präsident des Oberrats ahnte genau, wie ich die Gefahren eines fortgesetzten Aufenthalts im Dritten Reich einschätzte. Privatim warnte er Nahestehende vor folgeschweren Überraschungen der Zukunft. In seiner Ängstlichkeit hatte er keine Wahl und so formulierte er: »Auf eigenem Wunsch ausgeschieden«! Trotz seiner pessimistischen Voraussicht schaffte er es nicht, aus Deutschland herauszukommen und endete im berüchtigten Lager Mauthausen.

Die moderne Historiographie, die sich nur auf schriftliches Material stützt, hat ein

Problem, wenn sie die wahren Hintergründe, oft verborgen oder in Vergessenheit geraten, nicht in Betracht zieht. Die Ereignisse des Zusammenbruchs der totalitären Systeme mit der Aufdeckung ihrer grauenhaften Lügenhaftigkeit beweisen, mit welcher Vorsicht an die Auslegung aufgefundener Schriftdokumente heranzutreten ist. Leider war das XX. Jahrhundert führend in der Verzerrung des Bildes von der Wirklichkeit. Man scheute sich nicht, die Wahrheit am helllichten Tag zu verdrehen, wenn es die Theorie des Systems erforderte. Wir Juden waren einer Propaganda ausgesetzt, die den Fehltritt eines einzelnen in übertriebener Weise anprangerte und ihn höhnisch und kollektiv der ganzen Volksgemeinschaft zur Last schrieb und sie verantwortlich machte. Demgegenüber wurde deren jeder positive Beitrag zum Kulturleben in Abrede gestellt, verfälscht oder totgeschwiegen. Die Hetze sah in den großen Schöpfungen die Auswirkung entweder eines dämonischen jüdischen Geistes oder Ungeistes. Anerkennung wurde prinzipiell nicht erteilt, da jedes Schaffen als Parasitenaktivität auf dem Körper des Gastvolks abgetan wurde. Das kommunistische System wählte sich als ihren Parasiten den Bourgeois.

Es liegt nicht im Rahmen dieser Memoiren, auf die Beziehungen der beiden Bevölkerungsschichten tiefer einzugehen, um Tatsachen des Verhaltens festzulegen. Beide waren dem Dilemma ausgesetzt. Wie sollte man sich verhalten? Was denkt der humanistisch eingestellte Deutsche, der mit bisher unbekanntem Theorien überfallen und indoktriniert wird? Wie soll der vor knapp 100 Jahren Emanzipierte und inzwischen von heftigem Patriotismus erfaßte jüdische Deutsche beurteilt werden? Er kann nicht begreifen, daß sein Idealbild so plötzlich zerstört werden kann. Nirgendwo in unserer Zeit war das kulturelle Zusammenwirken von Angehörigen der beiden monotheistischen Religionen so fruchtbar und zeitigte so positive Resultate wie in der liberalen Ära Deutschlands des XIX. und XX. Jahrhunderts. Leo Bäck nannte diese Periode eine »geglückte Kultur-Assimilation« wie in der hellenistischen Zeit des Altertums und der spanisch-arabischen Periode des Mittelalters. Solange der Angegriffene sich nicht das Schreckgespenst der Ausrottung vergegenwärtigt, verteidigt er noch seine bürgerliche Ehre und klammert sich fest am Bestehenden, das man ihm zu entreißen versucht. Es ist sein Bereich, in dem er sich wohlfühlt. Noch klingen uns die zarten Stimmen der Geschwister Adler aus Dünsbach in den Ohren, als sie an einem Festabend stolz und hingebungsvoll ihr Lieblingslied sangen: »Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht ...«. Das Publikum lauscht und ist hingerissen von der gefühlvollen Schlichtheit und der intimen Stimmung der Umgebung, die bis jetzt ihre Heimat bildete. Aber es ist vergebens. Die Aussichtslosigkeit wird allmählich erkannt. Das Ende naht. Die Lawine setzt sich in Bewegung, ist sie aufzuhalten? Wer wäre dazu imstande? Wer sollte sich dafür einsetzen?

Die späteren Generationen fragen sich und wollen wissen, wie es möglich war; was geschah mit den Nachbarn aus dieser Epoche, die beiseite standen und zuschauten? Fast jedes menschliche Wesen war dagegen und wollte es nicht wahrhaben. Aber es geschah, ohne Zutun, ohne Widerstand. Hätte Einspruch dagegen

genützt? Viele dachten darüber nach, aber schwiegen. Auch gab es welche, die ihrem Unbehagen Luft machten und ihre Stimme erhoben. Doktor Bosse von der Oberen Herrengasse sah die verzehrenden Flammen auf dem Haller Marktplatz (Der Stelle ist ein Denkmal gesetzt!), denen die vom nahen Rabbinatshaus und der Synagoge herbeigeschleppten Ritualien in einem sinnlosen Autodafè übergeben wurden. Er konnte es nicht mit ansehen und protestierte mit klaren Worten heftig gegen den Frevel. Niemand löschte das Feuer, aber wohlmeinende Freunde des beliebten Spezialisten bewogen ihn, seiner Entrüstung Einhalt zu bieten, da »ihm sonst was passieren könnte!« Einer der ältesten Parteigenossen aus dem Jagsttal, der durch das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums ohne Vorbildung nach Hall berufen wurde und auf dem Wege zur Arbeit die lohenden Geschehnisse erblickte, erklärte mir Jahrzehnte später, daß auch er dieses Unrecht verurteilte. Die einschlägige Literatur über Terrorvorfälle ist voll von entrüsteter Reaktion der Bevölkerung, aber nur der Ort Michelbach a/Lücke leistete offenen Widerstand und verhinderte die Brandstiftung. Woher die den Mut und die Courage nahmen, wird nicht berichtet, auch nicht von den Geschwistern Scholl aus Forchtenberg. Erfolglos blieb der Befehl zum Ausrücken der Feuerwehr in Künzelsau, deren Kommandant gegen die Parteimacht nichts ausrichten konnte. Ähnlich ernste Fragen und kritische Stimmen wurden vernehmbar und an die Verfolgten selbst von deren Nachkommen gerichtet. Warum taten sie nichts dagegen? Warum zogen sie nicht die Konsequenzen, sondern ließen alles an sich herankommen und sich wie sanfte Schafe zur Schlachtbank führen? – Moses Herz, der nachträglich von seiner Geburtsstadt Hall geehrt wurde, und mein heimatischer Jugendfreund Alex Roberg, bis zuletzt Lehrer der Stuttgarter Schule, brachten den Mut auf, der Inhaftnahme durch Hals-über-Kopf-Flucht, Verstecken und Umherirren zu entgehen, als sie zu Beginn der Aktion ausrissen. Eindrucksvolle Taten als Hilfsmittel Einzelner sind immer wieder zu verzeichnen und zu bewerten. Für die Massen bestand keine Aussicht. Für andere, wie z. B. für mich kam ein solcher Ausweg nicht in Frage, da meine Position als Jugendleiter in einem Vorbereitungslager für Palästina-Auswanderer es nicht zuließ, die mir anvertrauten Minderjährigen ihrem Schicksal zu überlassen. Viele der Verantwortlichen wie Lehrer, Rabbiner und Gemeindefunktionäre waren außerstande, an ihr eigenes Wohl zu denken. Gemeinschaftsgefühl, wie bekannt, fordert seine Opfer. In solchen Zeiten des Ausnahmezustandes derartigen Fragen der Ethik ausgesetzt zu sein, ist schwerwiegend und unvermeidbar; sowohl für die Opfer selbst wie auch für humanistisch eingestellte Deutsche. Es handelt sich um die Entscheidung, wem der Vorrang gebührt: Menschenwürde oder Vaterland? Viele waren sich ihrer moralischen Unsicherheit bewußt. Ein wohlmeinender Nachbar beruhigte meinen Vater mit den Worten: »Sie brauchen uns doch nicht zu verlassen, von Ihnen will ja niemand was«. Da er aber weitsehender war und überleben wollte, emigrierte er. Als mein Bruder nach wohlbestandenem II. Staatsexamen bei seinem Schulrat um Urlaub für eine kurze Tour nach Palästina nachsuchte, gewährte dieser ihm seinen Antrag. Er fügte hinzu: »Aber kommen Sie nicht mehr zurück, es gibt keine

Aussichten für Sie!« Direkte Hilfe konnte nicht erwartet werden, gute Ratschläge traten an ihre Stelle. Wer die richtigen befolgte, blieb am Leben.

Memoiren sollen aufzeichnen, was die Nachwelt nicht selbst miterlebt hat, um dem Vergessen des Geschehenem entgegenzuwirken. Darüber hinaus besteht die Neigung, begangene Fehler und Unrechtmäßigkeiten klarzustellen in der Absicht, eine Wiederholung derselben zu verhindern und auszuschließen. Ein früherer SA-Führer und Wehrmachtsoffizier verneinte meine Frage, ob die Ereignisse der dreißiger Jahre sich irgendwie wiederholen könnten. Er war sich seiner Begründung absolut sicher. Er sagte: »Wir haben GELERNT!«